

Kleiner thrakischer Reiter

Fernblau winkt das Vitoschagebirge im Landeanflug. Kurz danach zackt es aus graugrünen Wänden wild um sich und geriert sich wollüstig in einem mächtigen Erguss. Sofia verschwindet hinter einem Vorhang aus Wasserstrudeln, matt schimmern Schemen von goldenen Kuppeln, Jugendstilzitate, orientalischem Historismus und Neobarock, kupfergelb glänzen die Kopfsteinpflaster prächtiger Boulevards, und Kyrills Geheimnisse verbergen sich relativ erfolgreich hinter dem Schleier des gewaltigsten Tiefdrucksystems, das Bulgarien je erreicht hat. Schutz vor dieser Sintflut, wie könnte es auch anders sein, bieten nur die Kirchen. So öffnet sich die Pforte der Alexander-Nevski Kathedrale, nur um den Reisenden in eine andere, womöglich noch fremdere Welt zu entlassen.

Die Kirche selbst ist ganz auf Raum reduziert, ein Wunder aus Raum. Alle Details in ihrem Inneren enttäuschen als Detail, finden sich aber wieder mit Sinn versehen in der Summe des dreidimensionalen Ensembles, einer Art mystischer Gebärmutter, in deren dunkle Höhlung man ahnungslos eintritt, um sogleich mit der eigenen Fassung zu ringen. Denn in dieser Höhle nun findet die Inszenierung des reinen Nichts statt. Wechseln wir also zur Abwechslung mal zur Ereignisebene, auf der sich folgendes beobachten lässt:

Rechts seitlich im Altarraum findet sich nebst einer starken Leselampe ein Gruppe von acht bis zehn Männern, gekleidet in der Tracht christlicher Taliban, sehr eng beieinander stehend. Dieser Pulk extremer Orthodoxie blättert lebhaft in einem Konvolut scheinbar gemischten, nicht recht erkennbaren Inhalts, allerdings ohne jede erkennbare Dynamik. Ab und an betritt ein meist junger Mann mit einer Aktentasche in der Hand eilig, geschäftig und betriebsam das Kirchenschiff und strebt zielgenau der eng stehenden Gruppe der Zeremonienmänner zu, nur um in ihr (hinter ihr?) ins Nichts zu entschwinden. Es scheint irgendwo eine unsichtbare Tür zu geben. Was aber geschieht mit den Akten? Werden sie der Loseblättersammlung übergeben? Und werden die jungen Männer plötzlich auf einer Empore allesamt wiedererscheinen und die Akten erweisen sich dann als das, was man schon längst vermutet, nämlich als Notenblätter, von denen die jungen Männer absingen werden. In- zwischen geschieht aber etwas ganz anderes. Aus der Gruppe der alten Kleriker-kohorte, die mehr und mehr an einen Schwarm mörderischer Raben erinnert, erklingt mit einem Mal ein dunkler Glockenschlag, dem sich schnell verschiedenfarbige hellere dazugesellen. Dazu webt sich allmählich ein gleichmäßig auf und nieder-gehendes Glissando aus metallischem Klingklang, auf dessen Muster die archaischen Glockentöne recht einförmige Bewegungen vollführen. Die Gebärden der ausführenden Männer verraten rein gar nichts über das, was sie tun. Sie tun so, als täten sie nichts. Sie blicken nirgendwo hin. Sie blicken sich gegenseitig nicht an, obwohl sie immer noch so nah zusammen stehen, dass ihre Münder sich leicht zum Kuss berühren könnten. Sie blicken aber auch nicht auf ihr Publikum in der Weite des Kirchenraums, denn Publikum, das haben sie mittlerweile zweifellos.

Die Art von Trancemusik, die sie ohne Frage erzeugen ist ohne Frage für den hiesigen Kulturraum alles andere als orthodox, sie ist vielmehr unter jedem Aspekt unkonventionell, außergewöhnlich und dem europäischen Ohr so fremd, wie nun mal Musik, die ohne jeden melodischen und rhythmischen Spannungsbogen auskommen muss, nun ja, eben fremdartig wirkt. Dass nun also ganz in der pantomimischen Starre überkommener Strenggläubigkeit sich bewegende Akteure eine Art tibetischer Tempelmusik in die Kathedrale von Sofia tragen, das ist nun wirklich vor allem eines, nämlich paradox.

Ab und an verebbt dieser einförmige Klang, und es entstehen längere oder kürzere Pausen. Keiner in der Kirche geht. Zuhörer sind nicht zahlreich anwesend, kaum einer mag bei diesem Wetter Haus oder Hotel verlassen, aber jeder, der in die Kirche kam ist dort geblieben. Teilweise wirkt die Zuhörerschaft auch ein wenig merkwürdig. Hagere Männer mit asketisch-fanatischen Gesichtszügen bilden eindeutig die Überzahl, und der etwas paranoide Verdacht, dass es bei dieser Angelegenheit um eine Art Geheimveranstaltung gehen könnte, in die man zufällig und unwillkommen hineingeraten ist, dieser Verdacht lässt sich mit letzter Gewissheit so leicht nicht beiseite schieben. Während nun die Aufführung im Altarraum ohne jeden erkennbaren Prozess immer so weiter geht, mal endend, wieder neu beginnend, bleibt der Zustrom an jungen Männern erhalten. Etwa alle fünf bis zehn Minuten betritt ein weiterer Mann (es war aber sogar auch eine junge Frau darunter) geschwinden Schritts das seltsame Szenario, beugt sich kurz vor den Ikonen (manche verzichtet aber auch darauf), strebt zu oder in die Gruppe der Schamanen wider Willen und verschwindet prompt in ihr. In der Kirche ist es ziemlich dunkel. Was noch geschieht: Irgendwann öffnet sich im Seitenflügel eine Bilderwand und ein Pope lugt aus dieser geheimen Tür (also doch!) heraus, recht flüchtig. Die gut getarnte Tür des Popen schließt sich wieder. Hat etwa er die Schar der jungen Aktenträger unbemerkt eingesammelt? Werden sie doch noch singen, und das Klöppeln der Alten war nur eine Art Präludium? Aber es geht nun schon seit einer dreiviertel Stunde so auf und ab! – Niemand wird singen! Außerdem ist der Pope mit der geheimen Tür ganz auf der anderen Seite des Kirchbaus beheimatet. Jetzt linst er schon wieder hervor. Plötzlich verlässt er sein verstecktes Verlies und tritt in den Altarraum. In diesem Moment kommt eine Rosenverkäuferin herein und eilt mit den restlichen Rosen, die sie nicht hatte verkaufen können (sie wollte vor der Kirche Rosen verkaufen, an einem solchen Tag, das war eigentlich für sich genommen schon eine ordentliche Portion absurden Theaters) auf den Popen zu und fragt, ob sie die Rosen in die Vase mit den anderen Blumen stecken dürfe, die da sowieso schon stehen. Der Pope reagiert wirsch und ungehalten und sagt ihr, sie solle ihre scheiß Rosen da mit dazu stecken und dann sofort abhauen. Man kann nichts hören in all dem Geklöppel, aber ich denke, etwa so wird es gewesen sein. Der Pope ist jedenfalls sehr ärgerlich, als sei er bei einer Inszenierung gerade im wichtigsten Moment unterbrochen worden, als sei etwas Ungeplantes eingetreten. Hat die Musik, die keine sein will, etwa nur als Einstimmung für einen Augenblick höchster dramatischer Verdichtung gedient, den die Rosenverkäuferin nun unbeabsichtigt völlig ruiniert hat? Die Rosenverkäuferin jedenfalls steckt ihre Rosen in die Vase und haut dann ganz schnell ab. Nun hält der Pope etwas in der Hand, ja, es ist eine Ikone. Feierlich trägt er diese zu einem vorbereiteten Holzständer ganz vorne im Altarraum und legt sie liebevoll so auf diesen, dass die Ikone schräg nach vorne in das Kirschenschiff blicken kann, nämlich zu uns, den Zuschauern. In diesem Moment endet der Klangzauber abrupt. Werden nun die Geschöpfe mit den Akten erscheinen?

Werden die alten Raben plötzlich Messer zücken und sich in einem Ruck gegenseitig die Hälse aufschlitzen?

In die Stille in der Kirche, die plötzlich sehr laut wirkt, hört man ein dezentes Räuspern, ein Schniefen, kein Wispern. Allmählich setzen die Glockenklänge wieder ein, die Inszenierung des Nichts hat keine Dramaturgie, keine Ergebnisse, keine Erkenntnisse. Draußen hat sich auch nichts verändert, es regnet, mal leise, mal heftig, es trieft am Lack geparkter Autos entlang und weicht das Holz trauriger Parkbänke auf.

Im Tal der Iskar gibt es einen Ort namens Bov, von dem hier allerdings nicht die Rede sein soll. Trotzdem muss man etwas dazu sagen. Man erreicht Bov, indem man von der Überlandstrasse in einer Linkskurve einem verblassten Wegweiser folgt, der einen scharf rechts zurück weist. Normalerweise ist dieser Abzweig auf Vermissung programmiert. Nach einem furchtsamen Blick in den Rückspiegel biegt man also scharf rechts ab, faktisch wendet man und überquert hölzern einspurig den Iskar (die Iskar?), danach fällt das Sträßlein in ein tiefendes, schwarzes

Loch und unterquert die Eisenbahnlinie, taucht wieder auf, verläuft nach links, und schon ist man mitten in Bov. Auf kyrillisch liest sich das wie Bob und dieser Schlitten passt ganz gut zu den umliegenden Hängen und lässt mich vergessen, dass ich zuvor unausgesetzt „boring old fart“ assoziieren musste. War aber nicht böse gemeint. Der Mittelpunkt, nicht aber das Zentrum von Bov, wie wir noch lernen werden, ist das Bahnhofsgebäude, eine Mischung aus türkischem Teehaus und imitierter Eisenkonstruktion, ein typischer Vertreter seiner Zunft, mit aller Anmut einer charmant vergangenen Epoche ausgestattet. Es riecht nach frischem Schlamm, Gleisfett und Ingwer. Zwei Männer tauchen aus den Kulissen auf und schauen neugierig gelangweilt auf Kommendes. Bov selbst nennt etwa zwölf bis vierzehn Häuser sein Eigentum. Vor dem Bahnhof befindet sich ein frisch hergestellter Wegweiser mit Holztafeln, die exakt in die vier am besten bekannten Himmelsrichtungen weisen und eine sehr adrette Wirkung entfalten, ja, man könnte sogar behaupten, der Wegweiser ist das neueste, frischeste und modernste, was es in Bov so gibt. Wenn ich meinen zaghaften Kenntnissen des kyrillischen glauben darf, wies der Wegweiser nun folgende Wege: Zum Norden den Bahnhof von Bov, der glücklicherweise nur eine Straßenbreite entfernt lag. Zum Westen die Quelle von Bov, und tatsächlich, man sah in etwa zwanzig Meter Entfernung etwas unterhalb ein Wasserreservoir, dass mir allerdings eher eine Viehtränke zu sein schien. Zum Süden die Berge von Civorpik, die sich partout auf keiner Landkarte verzeichnen lassen wollten, vor allem aber hätte meine eigene Interpretation auf Bov selbst gewettet, standen in dieser Richtung doch neunzig Prozent aller in Frage kommenden Bebauungen. Und als sei diese rätselhafte Auslegung des Geländes in aller Bescheidenheit nicht schon merkwürdig genug, fand sich der dramaturgische Kontrapunkt in Richtung Osten ein, denn für dort wurde das Zentrum von Bov angekündigt. Folgte man dieser Richtung wenige Schritte, so stieß man auf ein halb verfallenes Gehöft, dessen solidester Bauteil aus einer geräumigen Garage bestand, die ihrerseits hermetisch verriegelt war.

Sollte etwa das Zentrum von Bov in dieser Garage sich den neugierigen Blicken fremder Touristen entziehen? Was ging da vor sich? Zu hören war nichts außer dem Rauschen des wild gewordenen Flusses, der nicht so recht wusste, wohin mit all den Wassern (es regnete nun schon seit 48 Stunden permanent). Welche Geheimnisse mochte das Zentrum von Bov in dieser Garage bereithalten und warum behielt man sie gleichzeitig für sich und wies doch auch mithilfe der neuesten Investition wiederum auf sie hin? Und warum reden wir dauernd über Bov, wo wir doch nichts sagen wollten?

Der Reiseführer, dieser vermaledeite Druckbuchstabensalat aus Lügen, schlechten Gerüchten und freier Erfindung hatte von hier den Ausgangspunkt zu den imposanten Fällen der Umgebung versprochen, genau hier exakt am Bahnhof sollte es losgehen, und der Wegweiser war ja in diesem Kontext als willkommenes Signal bewertet worden, und nun also in jeder möglichen Doppelbedeutung skurril entwertet. Nun waren die Männer aus der Kulisse gut fürs Leben geworden. Die Fälle, nun ja, freilich, drüben, auf der anderen Talseite, zurück zur Landstraße, dann Rechts.

Die Fälle und alles, was der Fall ist, um die sollte es doch gehen, von ihnen sollte die Rede sein, nun gut, jetzt kurz.

Es geht im Wald ein Tal hinauf, gesäumt von einem riesigen Rund an Fels. Überall gluckst und rinnt und tost das Wasser hinab, in den Ästen trieft und tropft es, aus den Wäldern steigt der Nebel, aus den Wolken kommt noch Nachschub, aber am oberen Rand des Felsenkamms ist es hell wie die Auferstehung persönlich, eine übernatürliche Verheißung aus kosmischer Glückseligkeit macht sich breit, Erdenferne greift Raum, eine Lücke des Entschwindens und Vergessens ist beinahe spürbar. Und als sei dies nicht schon übernatürlich genug, erreicht man eine Stelle, an der all diese ungeheuren Wassermassen talwärts sich besinnungslos enthemmt auf die Reise zum Schwarzen Meer begeben, eine Stelle, an der all diese ockerbraunen,

aschgrauen Sturmfluten mit der Kraft und dem Schmerz des Unvermittelten, wie ihn nur die Natur selbst kennt, mit ganzer Heftigkeit also aus dem glatten Fels heraus sich schleudern, als hätte ein gigantischer Aaron mit seinem Stab daran geschlagen, als hätte eine krachende Faust den Fels gespalten, auf dass ein ganzer Fluss seine gewaltsame Geburt erleben kann und gleich als Mann auf die Welt kommt.

Wie können so große Wassermassen, tatsächlich ein ganzer Fluss auf einmal, so unvermittelt aus dem soliden Fels heraustreten? Wer erlaubt das denen? Und warum bricht der Fels bei diesem Druck nicht ein wenig? Vielleicht tut er das ja bald, vielleicht tut er es jetzt gleich. Es war ein alter Hirte mit seinem Hund an dieser Stelle. Der Hirte war griesgrämig, der Hund auch. Der Hund bellte, der Hirte auch, lautlos. Das war für die beiden schon alles an Kommentar, der ihnen zu dieser Situation zu entlocken war. Während mir das Holozän ins Hirn schoss war diesen beiden die Umgebung so real wie dem Kaugummi seine Verpackung. Waren die beiden etwa von...?

Die Landschaft der Ereignislosigkeit wird in keinem Reiseführer empfohlen. Sanft steigt das Land an, im Tal schlängeln sich Alleen grün durch Sonnenblumenfelder, die Alten sitzen vor ihren morbiden Häusern und betrachten den Fortgang der Zeit, ab und an zockelt ein Fuhrwerk übers Land, überall blüht Unkraut und Kraut, Staub hat die Fenster blind gemacht, Schichten von Staub, die Alten beschränken sich aufs Zusehen, die Jungen sind längst fort, den Ereignissen hinterher, damit endlich einmal etwas passiert, Erfolg und andere Katastrophen zum Beispiel. Hier im Nordwesten Bulgariens passiert bestimmt nichts. Der Teer weicht in der Sonne und wird matschig, den wenigen Verkehr kümmerts nicht, man kann der Straße beim Verfall zusehen, nebenan hört man Bachrauschen im Wald und erahnt das Glitzern des Wassers, Schwalben toben herum und der Wind raschelt im Maisfeld. Tausend Tage Sommer, verdichtet zu einem einzigen Moment. Orte ohne Namen, ohne Sehenswürdigkeiten, vergessen, versunken, verloren, abgeschnitten von den Kondensstreifen am Himmel, dem Dieselgebrumm des freien Warenverkehrs, dem Johlen und Jaulen hektischer Betriebsamkeit, Ende neu, auf immer. Hierher reist kein Mensch, kein Inländer, erst recht kein Ausländer. Die wenigen Wege verlaufen sich nach kurzer Zeit im Wald, man bleibt allein mit den rauschenden Wassern unter den Zweigen, alle Wegweiser längst halbiert, ausgebrannt, weggebrochen, ein Hund bellt hinter dem halb eingefallenen Lattenzaun hervor und empfiehlt sich nichtsdestoweniger anschließend als Begleitung, beißt spielerisch in die Schuhe, in großen Sprüngen geht es durchs ungenutzte Grasland, Blumenwürze kitzelt in der Nase und Bremsen stechen.

Ereignislosigkeit ist das kostbarste Gut der schizoiden, paranoiden Moderne, etwas, das man nicht beschreiben oder ansteuern kann, sie stellt sich ein, wenn und wann sie will, sie läßt sich nicht herbeikommandieren, und sie wird nie da gefunden, wo Reiseführer Sterne vergeben. Deshalb werde ich auch nicht auf nähere geographische Daten eingehen, es wäre nicht nur zwecklos, es käme sogar einer Enteignung gleich.

Man kennt das aus anderen post-sozialistischen Ländern, obwohl es natürlich Verelendung auch im Kapitalismus gab und gibt. Eine Besonderheit kommt aber hinzu: Die Kollektivierung der Verelendung. Und man sieht das am deutlichsten an den Wohnformen. Es sind nicht nur die verrostenden, auswuchernden Industrieregionen, die kilometerlange Trostlosigkeit einstmals stolzer Kombinate, die einen Ring stummer Verzweiflung um die Großstädte bilden, es sind vor allem diese uniformen Wohnblocks in einer Art standardisierter Struktur, wie man sie von Leipzig bis Taschkent finden kann und die allesamt nur in ihrem Erhaltungszustand variieren. In diesem Sinn ist Vraza wohl eine besonders arme Stadt, denn den meisten Insassen deutscher Gefängnisse wird es wohl besser ergehen als den bedauernswerten Bewohnern dieser Zementhöhlen hier. Kein Hauch von Grün, ehemals städtische Infrastruktur in Scherben und zu Klump demoliert, Plastikmüll in den Straßen, kaum Hoffnung in den hart

gewordenen Gesichtern der Verlierer. Weiter innen dann die Stadt aufgeräumt und sauber, die Leute trinken Bier in Cafes, renovierte Häuser, Balkanpop quillt aus allen Ecken, jede Menge kleinste Modelädchen, jede Menge lackierte Mädchenfinger und stolze Kerle in ihren Be-Emm-Wees. Da sieht man mal, was „an den Rand gedrängt“ tatsächlich bedeuten kann. Dieser Kontrast bleibt nicht lange einsam, ein weiterer gesellt sich schnell dazu. Direkt vor den Toren dieser kontroversen Stadt inszeniert sich eine teilweise spektakuläre Gebirgslandschaft. Kühne Felsgebilde wechseln sich mit bukolischen Tallandschaften ab, ein sicherer Magnet für den Tourismus in jedem westeuropäischen Land, doch auch hier wieder bleibt all das unesehen und unerschlossen, keine Wege führen da hindurch oder hinein, kein Mensch scheint sich für diese heroische Schönheit zu interessieren, man bleibt ausgesperrt, staunend und hilflos. Der Frustration erwächst allerdings mit der Zeit eine klammheimliche Bewunderung für diesen Stil der Nutzwertverweigerung. Es wird die Natur eben nicht zur Kulisse gedemütigt, nicht zur Freizeitstaffage entwürdigt, sie kann das bleiben, was sie eigentlich immer schon war: anwesend, abweisend.

Anders allerdings, ganz anders schaut das schon mit dem Rila-Gebirge aus, in dem der Touristenzirkus die Manege in den Erholungsgarten gebaut hat. Sobald man aber in den Tälern zu Fuß hinaufgeht ändert sich wieder alles ganz schnell, und sichtbar wird eine gänzlich unberührte, alpine Landschaft, die uns in ihrer Unversehrtheit kaum noch an Europa erinnert, eine Welt der Unschuld und der unendlichen Strapazen, die ihren Eroberern echte Zähigkeit und Standfestigkeit abfordert. Stetig rauscht das Wasser in unendlichen Verzweigungen talabwärts und macht die Wegspuren zu Bachbetten. In wildem Chaos stapeln sich Steinplatten zu einem gewaltigen Trümmerfeld, durch das der steil ansteigende Weg sich seinen Kurs sucht, und suchen muss auch, wer dieser Spur folgen will. Sollte das Wetter stürzen, wäre hier fatale Verirrung ziemlich wahrscheinlich. In immer neuen Abbrüchen zieht sich das Tal hinauf und man sieht zu den tiefgrünen Wäldern herunter. Da, wo das Tal ab und an einen Balkon bildet, wird der Wiesengrund mäandernd von hellblauen Bachläufen durchzogen, halb wilde Pferde grasen, Wanderern begegnet man an diesem gloriosen Sommertag nur wenigen. Der Weg ist erbarmungslos, kaum je wird Einhalt und Erholung geboten, der Grat zwar erahnbar, aber noch nicht in Sicht, man zieht sich an Felsplatten hoch, stemmt die träge Körpermasse Schritt um Schritt nach oben, keucht, schwitzt und flucht sich selbst. Endlich scheint die Höhe gewonnen, stattdessen grüßt das grüne Auge eines Schmelzwassersees, der Blick geht nun hoch oben auf den Grat und Verzagtheit stellt sich ein, der Impuls aufzugeben hat kurz die Oberhand, doch dann gewinnt die Wut den Sieg und münzt sich um in Kraft und Wille. Was jetzt kommt ist die Betäubungsfähigkeit der reinen Maschine, die Preisgabe intellektueller Befähigung, die Reduktion auf das Ziel, reduziert wird auch der Blick, da!, in diese Scharte muss es gehen, noch tausend, noch neunhundert Schritte, und jetzt ist sie da, und mit ihr bin ich befreit, und befreit ist auch der Blick, der nun zum Panorama der zwei bis drei Dutzend Gipfel wird, und weit hinaus in den Glanz des Landes, herunter zu den Wiesentälern des Rilaklosters und in das Tal, aus dem man gekommen ist. Zum Gipfel ist es jetzt nur noch ein Spaziergang, ein Dankbarkeitsdefilé der Bewältigung und des Genusses, die Luft rein wie köstliche Morgenkühle, das Herz pumpt, ich spüre die Kraft meines Lebens in mir pulsieren, der Sommerwind trocknet das verklebte Haar, die Endorphine sind am Werk, am Gipfel!, am Punkt meiner Möglichkeiten, für einen kurzen Moment umflutet vom Licht grenzenloser Freiheit.

Das Rilakloster ist vielleicht wirklich so etwas wie die Essenz bulgarischer Kultur, und zwar der Versuch, eine Art organischen Widerspruch in der Schwebe zu halten. Schon allein die Größe ist beeindruckend, von wegen Abgeschiedenheit tief im Wald – eine Art Kleinstadt hat man organisiert. Der Komplex ist ja zugleich auch als eine Art Wehranlage konzipiert, sogar eine (weltliche) Schutztruppe hat man sich herbeigeht und auch bezahlt. Betritt man diese Burg, ist der erste Eindruck der des orientalisch anmutenden Bogendekors in schwarz und weiß, der sich sowohl an der Amalfitana als auch in Andalusien wieder finden lässt, eindeutig das Erbe

von Al-Arabyia, das hier über die Osmanen importiert wurde. Auch die weit vorspringenden Walmdächer erinnern entfernt an die zentralasiatische Iwan-Architektur. Die Kirche im Zentrum des Komplexes ist sowohl innen als auch außen bemalt, doch auch hier: zwei völlig verschiedene Temperamente. Während außen eine manchmal naiv bäuerliche, fröhliche, helle, farbenfrohe Genremalerei dominiert, ist das Innere ganz und gar pathetische Überwältigung, mystisch, golden und dunkel, zur Kuppel, besser, den drei Kuppeln lässt Gott selbst einzelne Sonnenstrahlen hinein, die wie Geisterfinger den Raum in eine fast expressionistische Geometrie verwandeln, die riesige Wand mit den Ikonen an der Frontseite animiert die Gläubigen zu Verzückung und Bekreuzigung, wie groß muss Gott sein, dass er Menschen erschuf, die dies erschufen. Wie fatal doch das Spiel von Ursache und Wirkung außer Tritt geraten kann. Das Kirchen-innere jedenfalls ist der Geist Russlands, des Zarentums, fanatischer Frömmigkeit und mystischen Wunderglaubens.

Dies also sind die Komponenten: ferne Waldlandschaft, wehrhafte Kleinstadt, osmanisches Erbe, naiv fröhliche Bauernmalerei, russisches Pathos und slawische Schwermut. Aus diesen Widersprüchen formt sich hier eine Gesamthaftigkeit, die an Ort und Stelle einen überaus schlüssigen Gesamteindruck hinterlässt. Das muss einem Land geschuldet sein, wo sich stets die Wege der Slawen und Osmanen kreuzten, immer wieder gestört und beeinflusst von Römern, Kreuzrittern und EU-Befürwortern.

Zum Süden hin wird das Land nun trockener und karstig. In Melnik dann zum ersten Mal diese typisch bulgarische Hausarchitektur, die überall im Land zu finden ist, sofern vom Schiwkowismus verschont geblieben: das mit dicken Mauern gebaute solide Fundament, weiß verputzt, darauf eine durch dunkle Holzbalken gestützte Erweiterung und Verbreiterung zum ersten Stock, manchmal mit einem weiteren Stockwerk, das sich dann eventuell nochmals in ebenso verbreiteter Form zeigt. Das Dach springt dann nochmals imposant hervor, so dass sich die Häuser in der Höhe stetig mächtiger zeigen. Macht echt was her. Dann gibt es noch die Variante, dass man auf das eingeschossige Steinfundament eine reine Holzkonstruktion setzt. Natürlich bezieht Melnik auch seinen Reiz aus seiner Lage in einem Bachtal, umgeben von ockerfarbenen Karstfelsen, die am Abend magisch, wie von innen erleuchtet zu glühen beginnen.

Die hiesige Bevölkerung ist mit dem Dienstleistungsgewerbe auf Kriegsfuß, übrigens insbesondere die Damenwelt. Zum Beispiel gestern abend: am Hotel angelangt, zeigt sich die „Managerin“ in Badebekleidung, fragt grüßlos „reserviert?“, und auf die erfolgte Bejahung reißt sie kommentarlos die Fototasche des Gastes an sich und steigt die Treppe hinunter zum Zimmer, Schlüssel steckt, sonst noch was?, das wars. Am nächsten Morgen um acht schlief das Personal noch, Frühstück, obschon bezahlt, gebe es laut Auskunft eines anderen Gastes, so gegen neun, „vielleicht“. Für die anderen, die nicht im Dienstleistungsbereich beschäftigt sind, gibt es allerdings ganz andere, durchaus positive Erfahrungsberichte. Nach einer Reifenpanne stellen sich sogleich ein halbes Dutzend Kerle ein, jeder packt an, kramt Werkzeug hervor, prüft Schrauben, macht sich die Hände schmutzig, in kaum fünf Minuten ist getan, was zu tun war, keiner will Geld, aber jeder hat noch jede Menge Ratschläge parat, wenn da nur die Sprachbarriere nicht wäre, aber macht nichts, Ratschläge müssen sein, Ratschläge sind sozusagen die Währung, mit der hier bezahlt wird, Geld nimmt man widerwillig, aber Ratschläge, auch unverstandene, sind nun mal Pflicht.

Die Rhodopen sind eine entlegene Ecke in einem entlegenen Land und von einem ansprechenden Zauber. Immer neu das Spiel der tiefgrünen Waldhänge mit dem zarten Grün der Bachläufe, auf den Strassen Pferdefuhrwerke, Heu wird gemacht, so viel Heu, dass manchmal ganze Heu-Häuser die kleine Landstrasse versperren. Die Wege sind ein Abenteuer für sich, eine sich windende Schlange, natürlich tückisch, denn knietiefe Schlaglöcher lauern praktisch überall, dazu geht es eine Stunde bergauf, dann eine Stunde bergab, eine Stunde

bergauf, und so fort. War es Lao-tse, der das mit dem Ziel und dem Weg....? Nicht ganz. Die Jagodina-Schlucht zeigt die sonst so herb sanften Rhodopen plötzlich in wilder Dramatik, ein unbekannter Canyon hier bei uns in Europa. Hunderte Meter erheben sich die Felsen mit merkwürdigen Felsstürzen, die die Wände aussehen lassen, als seien riesige Ohrmuscheln rein gemeißelt worden, bei jeder Biegung stehen die Wände enger, wie spitze Nadeln balancieren die Bäume auf den Türmen, Silhouetten in den Kanten und Gesimsen bilden ein gewaltiges Opus aus Stein und Licht. Dann Shiroka-Laka. Drei alte Bogenbrücken aus der Römerzeit, Basaltblockweglein zwischen uralten Holzhäusern und Ställe, aus denen es nach Kuh und warmen Heu riecht, ein früher Sommerabend, an dem der Städter seinen bukolischen Träumereien nachhängt und die ländliche Bevölkerung, also die, die in der Wirklichkeit leben müssen (wie der Reisende sonst auch) ihre müden Knochen bei einem Schwatz auf der Steinmauer wärmen.

Am nächsten Tag: seltsame Rituale im Batschkovo-Kloster, Wiedergeburt in Plovdiv und die Kunst der Überbauung.

40 Jahre angeblicher Kommunismus haben zwar einiges, in dieser Hinsicht aber offensichtlich gar nichts erreicht. In Rumänien schon waren diese hysterischen Weiblein in den Wallfahrtskirchen zu besichtigen, hier in Bulgarien ähnliche Bilder. Kloster Batschkovo, komplettes Photographierverbot wie sonst nur bei militärischen oder ähnlichen staatstragenden Geheimnissen. Vor was haben die hier Angst, oder geht es um das Hoheitsrecht an den Bildern? Aber vielleicht geht es ja gar nicht um den (sehr byzantinisch wirkenden) Gebäudekomplex, sondern um das wundersame Verhalten der Bürger. Diese rücken in Kompaniestärke an, komplette Familien samt alten Großmüttern in der typischen Wickelvermummungstracht. Im Klosterhof geht's sogleich geschlossen zu den Kerzenverkäufern, man kauft Kerzen zu 20 Stotinki bis zu 2 Lewa, immerhin eine zehnfache Spreizung, so gleich macht der Glaube nun auch wieder nicht. Dann ab mit den erstandenen Kerzen in die Kirche und Schlange stehen. Für den säkularen Westler gibt's einen Seiteneingang und ohne Umschweife Zutritt in den dunklen Bauch der Kirche, in dem mystische Sonnenstrahlen mal wieder ihr rätselhaftes Werk auf dem Gold der Ikonen treiben. Die Schlange der Gläubigen strebt derweil einem Glaskasten mit Knochenresten zu, vor dem sich ein Holzpodest und ein weiterer Holzbehälter befinden. Die Gläubigen steigen auf das Podest, küssen das Glas vor den Knochenresten, werfen eine Münze in den anderen Behälter und zünden die gekauften Kerzen an. Da die Schlange der Anbeter sehr groß ist, bleibt jedem einzelnen nicht sehr viel Zeit, so dass der ganze Vorgang etwa wie eine Hühnchenenthaftungsmaschine wirkt. Rund um das Kloster wird aus allen möglichen Quellen, Brunnen, Rinnen, Leitungen kostbares Nass geschöpft, heiliges Wasser, vermutlich gut gegen Nikotin oder Sexsucht, gegen Rheuma, Depressionen und die Wirtschaftskrise, immerhin umsonst. (Ich habe im Souvenirshop des Rilaklosters ein altes Hutzelweib gesehen, das 250 Euro Cash für Weihwasser hingeblickt hat, und zwar in Euroscheinen). Etwas vor dem Eingang zum Kloster stand ein Mann ohne Unterarme, sah nach einem Unfall im Sägewerk aus, keiner der Pilger gab ihm Geld (das für die Kerzen ausgegeben war), abgesehen von einem der (spärlich anwesenden) ausländischen Touristen.

Plovdiv ist die schönste Stadt Bulgariens. Das Ensemble der sogenannten Wiedergeburtshäuser ist in seiner Fülle einmalig.

Interessant aber das Selbstverständnis der Bulgaren in dieser causa und auch der Begriff selbst. Wiedergeburt klingt natürlich viel inbrünstiger und religiöser wie etwa Renaissance, obwohl genau dies damit gemeint ist, ganz zu schweigen von der Gründerzeit, wie es im deutschen ebenso fundamental wie pragmatisch zum Ausdruck gebracht wird. Tatsächlich entspricht die bulgarische Wiedergeburt im Gestus exakt der deutschen Gründerzeit, sowohl stilistisch als auch chronologisch.. In beiden Fällen herrscht der Eklektizismus, mal unglücklich, mal ganz gut

gelingen. In Bulgarien bedeutet das vor allem die Synthese aus osmanischem Dekor und europäischem Jugendstil. Das soll nicht sagen, dass keine Eigentümlichkeit entstünde, es hat nur rein gar nichts mit Wiedergeburt zu tun, es verleugnet vielmehr geradezu den Verlauf der Geschichte. Wiedergeburt, was würde dies auch im Kontext der bulgarischen Geschichte konkret bedeuten? Die ästhetische Wiederauferstehung des Zweiten Bulgarischen Reiches aus dem 13. Jahrhundert, von dem nur einige Fragmente, zum Beispiel in Cereven südlich von Ruse (übermorgen zu sehen) übrig geblieben sind? Rudimentäre griechische und armenische Architekturelemente waren zu erkennen. Nein, mit Wiedergeburt kann das nichts zu tun haben-- was wir sehen, ist das für mich inzwischen als typisch bulgarisch empfundene synkretistische Element zwischen West und Ost, und dies in einer Art und Weise vollzogen und gelungen, dass es keiner geschichtsbeschwichtigenden Verklärung bedürfte.

So sehr also dieser Begriff Verwirrung stiften mag, so muss doch auch gesagt werden, dass gerade in Plovdiv ein genialer Beweis der Geschichtserhellung erbracht wird, und zwar ausgerechnet an der Einkaufsachse, am Dschunaja-Dschanija-Platz. Man kommt also durch die Flaniermeile auf selbigen Platz, blickt auf die große Moschee, die dem Platz seinen Namen gegeben hat, und sieht plötzlich unter sich die Nordkurve des antiken römischen Stadions, links etwas abseits einen weiteren Teil dieser Nordkurve. Man hat also das Werden der Geschichte, die Neuzeit, nicht einfach abgerissen und ein tiefer liegendes Grabungsfeld umzäunt, wie sonst der Regelfall, nein, man hat die Sedimente der Zeit ausschnittshalber so belassen (und auch gestaltet) wie die Zeit mit der Erde eben umgeht. Der Betrachter geht über den Untergang der Vergangenheit hinweg, aber man macht es ihm im Exzerpt bewusst, er schaut über einen Platz (Agora) der Gegenwart auf die Moschee aus dem 16. Jahrhundert und weiß sich zugleich auf den Fundamenten einer viel älteren Kultur. Besser kann man es nicht machen.

Man kann eine Art Klassifizierung des Reichtums der Gesellschaft durch die An- und Abwesenheit von Kitsch und Sonntagsausflügen ausprobieren. In ganz armen Gesellschaften beschränkt sich der Kitsch auf Tempelanlagen (z.B. im Hinduismus), privaten Kitsch (Nippes, Souvenirs, Dekor) kann sich keiner leisten, und Sonntagsausflüge gibt es ebenso wenig wie die Infrastruktur dafür (Ausflugslokale, Angelausrüstung, Bootstouren usw.). In den transitorischen Gesellschaften, und unter diese fällt das Land hier gleich unter mehreren Aspekten, hat man gerade so eben die z.B. bäuerliche Grundlage verlassen und sammelt nun all die Artefakte dieser Zeit, wie Masken, Mühlräder, Holzschnitzereien, alte Pantoffeln usw., um die dann sogleich folkloristisch in diversen Hausmuseen oder Speiserestaurants zur Geltung zu bringen (respektive als Imitate aus Taiwan in den Souvenirläden zu führen). Dazu gehört der rege Sonntagsausflugsverkehr aus den Städten in die höheren und kühleren Regionen des Balkan, zum Beispiel nach Trjvana, das mit seiner ländlichen Idylle wie gemacht ist für diese Art von Dekor, Bewusstsein und Freizeitindustrie. In diesem Sinne ist Bulgarien vollkommen zu Recht in der EU angekommen, auch wenn bestimmt viele Bulgaren noch nicht ausreichend an diesem idiotischen Freizeitvergnügen partizipieren können. (Nutzlos zu sagen, dass die reicheren Länder noch viel idiotischeren Vergnügungen frönen.)

Im übrigen sind Sonntage kritische Tage in beinahe allen Ländern des christlichen Erdenrunds. Veliko Tarnovo zeigt die größte Fahne Bulgariens, eine spektakuläre Ansicht seiner Festung, eine Kirche auf deren Spitze mit einem Interieur, das körperliche Schmerzen bereitet, eine ganz und gar attraktive Topographie, die zu etlichen Verirrungen führen kann, ein kleines Viertel dieser landestypischen Hausarchitektur, die den speziellen Reiz kultureller Weggeldung aufs neue zum Ausdruck bringt. Abends glüht die Festung zum Spiel der Lichter wie die Eruption eines Vulkans, zur dargebotenen neo-esoterischen Adaption alter Folkloremusik verbietet sich jeder Kommentar.

Was mich hierzulande immer wieder angerührt hat, das ist der Moment des entrückten Abgeschiedenseins, eine Stille und Ländlichkeit, die ganz rar in der Welt geworden ist. Oft ist die Weite und Dichte hügeliger Wälder Kulisse solcher Szenarien, manchmal bedarf es nicht

einmal dieser dramatischen Aufwallung, um jenen spezifischen, heiteren Zauber herbeizulocken, der unvermutet immer wieder seinen Auftritt hat. Das Flösschen Lom windet sich im Norden durch eine weite, fast karge Ebene und hinterläßt bei jeder seiner anmutig kapriziösen Windungen einen subtilen, zartherben Duft in der Landschaft. Weiden lassen ihre Äste sachte mit dem Wasser spielen, Erlen flimmern im Licht, im Gras raschelt eine Schlange, Felswände laufen hellocker den Bögen des Flusses entgegen, am Ufer tiefgrünes Kraut, Kelche aus einer verlorenen Zeit, satt hängt die Hitze im Tal und heizt die Steine mittelalterlicher Trümmer, die halbe Apsis einer Kirche, die wieder zu dem wird, aus dem sie einst herausgebrochen war, Stein im Gras, Land aus Stein, Ornament der Erde. Über dem Tal und in der Schlucht geht ein leichter Wind und lässt unsichtbar Vorhänge Pirouetten drehen, die Zweige des Wacholderbuschs flüstern unverständlich dem Gemurmels des Baches etwas zu, der Blick läuft an den Hängen entlang und verliert sich unbestimmbar in der Biegung und innen drin wird langsam alles ganz leer, der Blick scheint sich selbst zu vergessen, der Blick dient keinem Zweck mehr, er verliert sich im Strudel des Augenblicks und bleibt da für lange Zeit dem herrlichen Verlöschen überlassen.

In Ruse dann die Handschrift Habsburgs, die komplette Antithese zu Plovdiv, nie ist das Land den geradlinigen, geordneten, herrschaftlich pompösen Bauidealen Europas so nah wie hier. Hier kann man etwas sehen, dass es allerdings in ganz Bulgarien zu sehen gibt, und zwar derart signifikant, dass es wohl als typische Besonderheit gelten darf. Nein, ich meine nicht die an Kordeln aufgehängten Schuhe über der Straße, die allerdings auch ein Rätsel aufgeben, beinahe schon als Kunst betrachtet werden können, und zwar nicht als Volkskunst, die ja immer eindeutig etwas zu meinen glaubt, nein, das hier könnte als echte Kunst durchgehen, die wahren Bedeutungsüberschuss produziert und manchmal auch provoziert. (Haben die Schuhe die Straße verlassen, weil es die Schuhe von Toten sind, die Schuhe von Engeln, die bereits in der Luft schweben?) Was ich aber meine ist vielmehr der Kult um die Todesanzeigen und ihre öffentliche Bekanntmachung, wobei letzteres der entscheidende Punkt ist. An Häuserwänden, Mauern, Kirchtüren, Pfosten und Lattenzäunen sieht man die Fotos der Toten und ihre Lebensdaten, manchmal einzelne, manchmal ganze Zusammenrottungen, viele sind schon viele Jahre tot. Man hat ihr Andenken aus dem Verlies der Zeitungsblätter befreit und aus dem Ghetto des Friedhofs in die Freiheit des öffentlichen, des sozialen Lebens entlassen. Man hat tatsächlich dem Hang zur Verdrängung des entsetzlichsten Gedankens nicht nachgegeben, man hat den Tod in die Gegenwart befördert, aber so tapfer das auch scheint, so wirkt es doch auch etwas morbide und auf eine seltsam archaische Weise obsessiv.

Ich weiß jetzt, warum das Land so leer wirkt, es ist kollektiv umgezogen, und zwar ans Schwarze Meer. Dort trifft es sich mit betrunkenen Schotten und falschen Blondinen aus dem Ruhrgebiet. Teilweise, um mit den Fremdlingen eigenes und fremdes Fleisch zu grillen, teilweise, um diesen beim Grillen, Saufen, Grölen und dem Erwerb chinesisch gefertigter Plastiksouvenirs zu helfen. Das Meer hat keinen guten Einfluss auf die Menschen, scheint es, und das ist wohl überall so, warum sollte es hier anders sein? Es enthemmt die Spezies, und zwar nicht unbedingt zu ihrem Vorteil. Kilometerbreit und tief ins Hinterland fräst sich eine Art Kaufhauswelt mit immer neuen Abteilungen durch die Gegend. Abteilung Bettenburg, Abteilung Poollandschaft (allein schon dieses Wort!), Abteilung Fischrestaurant mit Holzbänken, Bierkrügen und Grunzlautbeschallung, Abteilung Tretboot, Wasserski und Goldkettchenkerlen, Abteilung Disko, Freiluftdisko, Wirkungsgrad der Basstöne zwei bis drei Kilometer, gerne auch Krieg mit benachbarten Diskotheken befindlich, Souvenirgalerien, Shoppingmalls, Animationsschuppen, Staus vor roten Ampeln, Schwellkörper auf den Straßen und wahrscheinlich auch in vielen Hosen. Man sollte den Stöpsel ziehen und das Meer aus dem Bosphorus abfließen lassen, dann wären die Griechen und Türken wirklich arm dran. Aber genau dies geschieht ja wahrscheinlich im Winter, und dann stehen all die schicken Hotelräume mit ihren Betten und Bädern leer, und das in einem Land, wo es offensichtlich so viel Wohnraumnot gibt, wo Menschen in bröckligen Vorstädten in zugigen Löchern hausen müssen

und die Müllentsorgung nah am Kollaps ist. Bezeichnenderweise war die Armut nie schlimmer zu besichtigen als in Varna, einer chaotischen Stadt, die im Begriff ist, sich selbst an ihrem Verkehr zu erstickern. Da leben Menschen am Rand der Strasse in Papphütten, improvisierten Apfelsinenkisten oder gleich nur noch in ihren Lumpen, nur wenige Autominuten entfernt von den dröhnenden Amüsiertempeln der Freizeitkultur, die mit ihrer zerstörerischen Kraft jeden Anhauch von Schönheit sofort zertrümmert. Am Meer zeigt sich unsere Zukunft, die Zukunft des ganzen Planeten, hier sieht man der Spezies bei ihrem konsequenten Vernichtungswerk zu, hier sucht und genießt sie die Betäubung, die sie jetzt braucht, nachdem sie gerade das hier erschaffen hatte.

Manchmal muss man ungerecht sein, um eine Wahrheit herauszuhobeln. Gestern war ich ungerecht. Doch, es gibt auch am Schwarzen Meer noch die Aura des verträumten Sommertags, wo man schon am Mittag träge und verträumt bei einem Glas Zagorska über dem Meer sitzt und dem Glitzern zuschaut, unter sich das Atmen der Brandung. Es gibt die stillen Winkel in den Gassen der alten, schwarzen Holzhäuser, die Gärten, in denen üppig Feigenbäume wuchern, Weinreben wie Girlanden sich an Mauern ziehen, dunkle Zypressen Akzente setzen, Kirchlein reduziert aparte Ornamentik zeigen, Menschen Zeit haben, das Meer türkis und azur vor sich hindämmert, nachts fernes Rauschen an den Schlaf der Kindheit erinnert. Es gibt sogar im tiefen Süden, da wo das Land zur Türkei sich anlehnt, gänzlich unverbaute Küste, Buchten, die erwandert werden wollen, Wald bis an das Meer, steile Klippen, Sicht auf Saum, genug, um jeden Abschied schwer zu machen.

Epilog: Sofia, Nationalmuseum, Goldschatz der Thraker.

2400 Jahre ist er alt geworden, der kleine Reiter und sein Pferd, und noch immer hält er seine Standarte stolz und würdig aufrecht, eine Nachbildung nicht größer als die Spitze, die das gerade schreibt und doch auch noch erkennbar gezackt. Reiter und Pferd (und Standarte) sind so winzig, dass man eine große Lupe für den Betrachter mit in die Vitrine montiert hat. Man kann das ganze Wunder detailgenau betrachten, die Schrunden im Metall, den Brustpanzer des Reiters, den Sattel, den Satteltgurt, die Zügel, die Hand im Griff nach dem Hoheitssymbol, den Blick des Reiters, die Mähne des Pferds. Geht man auf die andere Seite der Vitrine, um ohne Lupe zu schauen, sieht man nicht etwa die Rückseite, denn die Objektanordnung wurde geschickt in die Schräge verlagert, man sieht dagegen-- praktisch nichts, so winzig ist das ganze.

Neben der Frage der technischen Bewerkstelligung, die ohne die Zuhilfenahme moderner Gerätschaft eigentlich als unlösbar zu gelten hat, ergibt sich, nicht zum letzten Mal, der Diskurs nach Blick und Blickwinkel.

Wie durch ein Brennglas sieht der Reisende das Land, macht sich ein Bild, verschafft sich innere Kommentare, die mal zur Äußerung werden, mal apokryph bleiben, aber immer kann er sicher sein, dass er „von der anderen Seite der Vitrine“ aus gar nichts gesehen hat.

31.7.2009, Hans Satzinger